

Die Stafette.

Nr 38.

Berlin, den 30. März.

471
1848.

Dieser Nummer liegt bei: Berliner Stafette als deutsche Bürger- und Novellen-Zeitung.

Locomotive.

„Nichts übertrieben! — Nimmer zu Viel!“ Das war der alte Wahlspruch, welcher den nach Weisheit Wallfahrenden entgegenleuchtete von der Tempelpforte des weltberühmten Orakels zu Delphi. „Nichts übertrieben! — Nimmer zu Viel!“ Das, mit der Stimme des delphischen Orakels, möchten wir gewissen Stürmern und Drängern des Augenblicks zurufen, die sich, ihrer Selbstüberhebung und ihrem Wichtigmachen nach zu urtheilen, für die Orakel der Gegenwart zu halten scheinen, und deren eingebildete Orakelsprüche mit denen zu Delphi allerdings das gemein haben: daß sie, wie die Offenbarungen der, auf dem Dreifuß die Krämpfe bekommenden Pythia, ebenfalls in einem Zustande von Wuth ausgeschäumt werden. Solche gleichsam vom Krampfe, vom „bösen Wesen“ der Zeit Besessene, die, wenn sie die Augen verdröhen, denken: der ganze Erdkreis müsse sich auf dem Fleck mit umwälzen; solche selbst von dem gefunden Sinn der Arbeiter ausgelachte Vortheilhelden wollen gar nicht begreifen: daß es sich jetzt vor allen Dingen um ruhige Entwicklung handelt, nicht aber um neue Sturm- und Wirbelnde Verwickelung: wenn anders, wie in der Natur so auch in der Geschichte, das über Berlin ausgebrochene und verrollte Gewitter in Wahrheit ein fruchtbares und segensreiches werden soll für das Land, für das gesammte deutsche Vaterland, dessen Augen jetzt wie mit einem Blicke auf Berlin gerichtet sind. Und — zum Ruhme des heldenmüthigen Berlins sei es gesagt — größer noch als in der Gewitternacht der Barrikaden steht Berlin da in Hinsicht der wunderbar schnell durch sich selbst wiederhergestellten Ruhe; durch diese Feiersille selbst an dem großen Grabe seiner März-Todten; durch diese freiwillige Ordnung in einem Augenblick, wo jeder bunte Soldatenrock, jeder rothe Kragen, jeder klappende Säbel jener Leute, die da wätheten: sie seien die Fleisch und Uniform gewordene öffentliche Sicherheit, wie weggesetzt von den Straßen. Ja, diese wundergleiche Selbstbeherrschung nach dem Siege, es ist der höchste Triumph, den Berlin feiern konnte, und ein um so höherer, als es leider nicht an wählerischen Händen gefehlt hat, welche die Säule dieses seltenen Ruhmes, die das hochherzige Volk von Berlin sich durch seine Selbstüberwindung aufgebaut hat, zu untergraben versuchten. Doch

erheben sich andererseits auch immer vollere Stimmen der Mäßigung, zu welcher das Volk den Grundton angegeben hat. Ein offenmüthiges, tapferes Wort in diesem Bezuge hat Anton Gubig in Nr. 53 des Gesellschafters gesprochen, dem wir von Herzen beistimmen, und das gewiß auch dem Volke aus der Seele gesprochen ist, dem Volke, mit dessen letzter Versammlung in den Zelten, wie Anton Gubig als Augenzeuge nachweist: „ein unverantwortliches Spiel getrieben wurde, indem die Herren Anstifter der Adresse sich gegenseitig in den Vorgesitz und in die Kommission wählten, so daß mehrere Arbeiter (wie Gubig erzählt) aufgebracht von bannen zogen mit den Worten:

„Hier sind die Arbeiter wieder über's Maul gewischt.“

Treffende Wahrworte sind es, die Anton Gubig im Einklange mit jedem aufrichtigen Vaterlands- und Volksfreunde sagt, wenn er äußert:

„Fangen wir nicht in einem Augenblicke, wo eine ungeheure Errungenschaft erst zu befestigen ist, von Neuem an, nach Begriffen zu experimentiren, die eben jetzt in Frankreich die Anarchie herbeizuführen drohen.“ (Anarchie ist auf deutsch: Gesetzlosigkeit, Zügellosigkeit — Vogelfreiheit!)

„Schließen wir uns also“ — fährt Anton Gubig fort — „schließen wir uns also an das vorläufig noch gesetzmäßige Organ des Landes, (den Landtag) um denen, die gern die Anarchie herbeiführen möchten, keinen Vorschub zu leisten.“

„Es wird — Achtung! — von manchen Seiten auf eine deutsche Republik hingearbeitet. Die Republik aber wäre im gegenwärtigen Augenblicke, wo wir aus einigen dreißig Monarchieen zur Einheit erst gelangen wollen, der Untergang des Vaterlandes!“

„Zunächst brauchen wir einen Mittelpunkt in einer Bundes-Volkvertretung als Gipfel freier konstitutioneller Staats-Verfassung, und dahin müssen wir auf um so geordnetem Wege trachten, je schwerer bereits die plötzliche Umwälzung auf des Landes Verkehr und Wohlstand lastet.“

„Sehen jetzt die Arbeitgeber zu Grunde, so ist auch der Arbeiter ohne Brod, und das Glend unabsehbar.“

„Der König und die Regierung haben die

Wünsche des Volkes in ausgedehntem Maße anerkannt, und wir haben verantwortliche Minister, denen die Verwirklichung des Zugesagten anvertraut wurde. Wir haben die Macht in Händen, und die Macht ehrt sich selbst am meisten durch Mäßigung."

In diesem zwar zeitgemäß gemäßigten, aber darum nicht minder freimuthvollen Sinne erklärt sich Anton Gubitz vorläufig für den Vereinigten Landtag, als das nächste gesetzmäßige Organ des Landes. Wir stimmen ihm darin bei und bieten ihm als einem Gleichgesinnten die Hand. Denn wie die republikanisirende Gegenpartei, so auch bedarf das verfassungsmäßige Königthum, das freisinnige, das volksthümliche, wie es unser König verheißt hat, seine Vertreter in der Öffentlichkeit. Lassen wir, die wir darin, in diesem wahrlich Noth thuernden Einen gleicher Meinung sind, lassen wir also in dieser großen Zeit jeden kleinen Zwist über sonstigen Meinungsunterschied ruhen. Schaaeren wir uns parlamentarisch dicht und fest um unser Banner, das nicht die rotbe Fahne blutiger Schreckensherrschaft ist, sondern das frisch, frei, fromm und fröhlich zu den alten deutschen Farben: „Schwarz — Roth — Gold!" sich bekennt und diese Bundesfarben mit deutscher Treue zu halten entschlossen ist. F. A.

Die Königsstädtische Bühne hat sich als Volkstheater wahrhaft hervorgethan, indem sie die erste war, welche eine Vorstellung zum Besten der Hinterbliebenen der im Kampfe gefallenen Bürger gegeben hat. Voranging ein von Dr. Lasker gedichteter Prolog, den Herr Ober-Regisseur Barthels unter feuriger Zustimmung der Zuschauer vortrug, und ein von demselben Dichter verfasstes Volkslied, das von allen Mitgliedern gesungen wurde und seinem Verfasser die Ehre eines stürmischen Hervorrufes verschaffte. Am Dienstag und Sonntag wurde diese wohlthätige Vorstellung wiederholt, so daß das Königsstädtische Theater für diese drei Vorstellungen, die gewiß in den Augen jedes Patrioten drei gute Dinge gewesen sind, ein dreifaches Lob verdient.

Wanderungen eines Thalers.

Erzählung

von

A. Weinholtz.

(Fortsetzung.)

— Und diese Laufbahn? fragte Lottchen begierig.
— Nun, Sie haben ein sehr nettes Geschichtchen und eine schöne Figur? Das würde bei den Männern Eindruck machen. Ich habe schon drei junge Mädchen in meinem Hause, welche auch der harten Arbeit müde waren, und nun mit ihren Reizen Wucher treiben; sie führen ein recht angenehmes Leben, und die Sorge, welche Sie jetzt drückt, wagt sich nie an jene heran.

— Pfui über einen solchen Antrag! rief Lottchen empört

auf; wie können Sie sich unterstehn, mich zu erlauben zu machen?

— Nun, brausen Sie nur nicht gleich so gewaltig auf; die Sache erscheint Ihnen Anfangs nur so verachtungswürdig, doch sie ist es nicht. Ueberlegen Sie nur, welche Aussicht sich Ihnen auf Ihrer jetzigen Laufbahn bietet, wo Sie ohne Schutz, stets von der Willkür fremder, oft roher Menschen abhängig, täglich bei harter Arbeit, mit der bittersten Noth zu kämpfen haben, überlegen Sie, ob es nicht rathsam sei, den rauhen Weg der Tugend, die Ihnen bisher noch keinen Segen brachte, zu verlassen, und es mit dem sogenannten Kaster zu versuchen, das seine Diener nicht darben läßt.

— O, rief das arme Mädchen begeistert aus, einen Segen bietet doch die Tugend, und zwar einen, der Ersatz für Alles giebt, was das Leben verschönert — es ist der Frieden eines reinen Gewissens, den ich nicht um alle Sätze in der Welt hingeben würde. — Ich bitte Sie Madame, entfernen Sie sich, denn Ihre Anträge können mich nicht verlocken.

Jene schied mit den Worten: Sie werden's noch einmal bereuen, meinen Rath nicht befolgt zu haben.

Noch an demselben Tage übergab Lottchen uns beide, die sie vom Leibante geholt, ihren Wirthsknecht als Miethsgeld. Diese bekleidete mich auch nur eine Nacht, und trugen mich am anderen Morgen mit noch einigen anderen in die schöne Parterre-Wohnung dieses Hauses, wo der Wirth desselben, ein Stadtverordneter, wohnte. Dieser, ein Mann mit einem Vollmondsgesichte und runden Bauch, begrüßte den Ueberbringer des Miethszinses recht freundlich; vielleicht aber galt dieser Empfang mehr uns, als dem armen Tischlergesellen, der die traurige Dachwohnung in seinem Hause inne hatte. — Ja, in dieser Wohnung sah es prächtig aus, noch schöner als in der der Eltern meiner früheren Besitzerin, der lieblichen Minna. Schöne, kostbare Sammettapeten bedeckten die Wände, Teppiche lagen auf dem Fußboden, vielleicht um anzudeuten, daß hier ein Mann wohne, der das Leise-Auftreten liebe. Delgemälde in reich verzierten Goldrahmen hingen ringsumher. Die Möbel waren alle von Polsterholz, und die Stühle gepolstert.

Bei diesem Herrn verweilte ich eine Zeit lang, und hatte denn auch Gelegenheit, sein Leben und Treiben recht zu beobachten. Herr Trittleis spendete viel Geld für Anstalten der Wohlthätigkeit, aber nur da, wo sein Name veröffentlicht wurde; auch gab er Feten, Desjournés, Diners, Soupers, Soirées, Lee's, und wie all' die Dinge heißen. Er ließ sich gern einen Mäcen nennen, und besohnte Lobgedichte, welche arme Poeten in Zeitungen ihm widmeten, sehr reichlich. Ja, er war ein feiner Mann, der sich nie lämpen ließ. Aber in seinem Hause lebten ein Paar alte Leutchen: der Mann war Notenschreiber, und särlieb noch jetzt, wenn auch mit zitternder Hand, Noten; die Frau aber verdiente täglich zwei bis drei Groschen mit dem Einzeichnen von Buchstaben in weiße leinene Tücher — diese beiden Alten wohnten schon seit dreißig Jahren in diesem Hause, als noch der Vater des jetzigen Wirthes Besitzer desselben war. Es wurde ihnen erschröcklich schwer, die theure Miethzins immer zur rechten

ein gar strenger Mann. Es war zum Erbarmen, wenn der Greis mit zitternder Hand das schwerverdiente Geld auf den Tisch hinzählte, und mancher andere Wirth wäre am Ende vom Mitleid dazu verleitet worden, diesen alten Leuten den Miethszins ganz zu erlassen, oder doch wenigstens zu verringern — aber solche kleinliche Dinge beschäftigten den großen, vielumfassenden Geist unseres Kritzeis nicht. Uebrigens war er ein Patriot: er versäumte kein Zweckessen, trank selten anderen als deutschen Wein, las die Preussische Allgemeine, und war bei allen festlichen Ereignissen illuminirt; endlich sehnte er sich nach nichts so sehr, als nach einem Orden.

Eines Tages besuchte meinen Besizer ein Herr von demselben Schlage, und machte ihm die Mittheilung, daß übermorgen der Tag sei, an dem vor hundert Jahren zum ersten Male die Idee einer Straßenreinigung Berlin's ausgesprochen worden sei; dieser Tag sollte festlich begangen werden, man wolle deshalb in dem größten Lokale der Residenz ein Zweckessen veranstalten, das Couvert koste ohne Wein nur zwei Thaler; bereits hätten ein hundert und fünfzig Personen unterzeichnet, und kein Patriot dürfe fehlen. Natürlich war Herr Kritzeis sogleich bereit, ein Couvert zu bestellen.

Der festgesetzte Tag kam; ich begleitete den Patrioten zum Zweckessen. Dieser wurde von mehreren der Gäste, welche sich bereits in dem Festlokale eingefunden hatten, freundlich begrüßt, und setzte sich an die Tafel, welche mit tafeldекerischer Poesie ausgeschmückt war. Anfangs war die Gesellschaft ziemlich einsylbig, und beschäftigte sich ganz und gar mit materiellen Dingen; aber als ein Jeder die erste Flasche geleert hatte, da wurde der erste Toast ausgebracht. Und nun wurden die Zungen gelöst, und eine begeisterte Rede folgte der andern. Wie eifrig redete man für das Volk, für die arbeitenden Klassen. Wer diese Leute sah und hörte, der mußte glauben, ein Volk, das so viel reiche, warme Freunde habe, könne gar nicht hungern, wisse von keinem Elend — aber einer der Herren, welche an diesem Zweckessen theilnahmen, dachte anders; er erhob sich jetzt, bat um's Wort, und sprach also:

„Meine Herren, Sie schmeicheln sich, Freunde des armen Volkes zu sein. Wohl! das arme Volk friert, und hat kaum Linnen, worin es sich hülle! es haust in feuchten Kellerwohnungen — seine Freunde sitzen in warmen Stuben auf weichem Polster, und stellen ihre Füße auf weiche, warme Teppiche. Das Volk darbt, und verachlingt mit Hier das Stückchen verschimmelten Brodes, daß ihm zugeworfen wird — seine Freunde schwelgen, und lassen aus fernem Ländern seltene, und darum theure Gerichte kommen, um ihren Gaumen zu figeln. — Meine Herren, das arme Volk weint — seine Freunde halten es auch mit den Weinen, aber sie kennen nicht das Salz der Thränen, nein, nur das süße Näß der Trauben. — O das arme Volk mag getrost sein, daß es solche Freunde hat!

— Wissen Sie, meine Herren, warum der Deutsche so wenig handelt? Weil er zuviel zweckigt. Viel Wissen macht schlaff und träge. Ich mache Ihnen einen Vorschlag, einen gutgemeinten. Sie nennen sich Freunde des Volkes, und wollen seiner Noth abhelfen, aber kommen nie zur That.

„Ihnen sagen. Entschließen Sie sich einmal, Ihre reichen, warmen Wohnungen und Ihre reichbesteckten Tische zu verlassen, und wohnen und darben Sie nur einmal einen Monat lang mit dem armen Volke; und ich bin überzeugt, daß Frost und Hunger Ihnen ein Sporn sein werden, von Ihren schönen Worten zur schnellen That zu schreiten. O, meine Herren, die Noth macht erfinderisch! — Meine Herren, so lange Sie am warmen Ofen über die Noth der arbeitenden Klassen disputiren, ist von Ihnen nichts für dieselben zu erwarten. Wer nun ein Freund des Volkes ist, der räume mit mir ein in den Toast: Pereat die Zweckessen!“

Niemand stimmte ein; viele Stühle wurden gerückt, und allgemeines Murren folgte der Rede. Der Bedner nahm seinen Hut, und entfernte sich.

Nachdem man noch viel gesprochen, und sich zum Besten der Armen den Magen überladen hatte, erhob man sich, beseligt durch das Bewußtsein, etwas Großes gethan zu haben. Auch für die Armen wurde gesammelt, und Dank der, durch den Wein hervorgerufenen, begeisterten Stimmung, wurden reiche Spenden gesammelt; auch ich hatte die Ehre, der Armen-Direction übergeben zu werden. Natürlich erwartete ich nun, recht entseeliges Elend mit anzusehen, und demselben abhelfen zu können. Doch ich wurde in meinen Erwartungen getäuscht, denn am ersten des folgenden Monats ward ich wieder mit vielen meinesgleichen zusammengethan, und einem Beamten der Armen-Kommission als Gehalt übergeben. Darüber verwunderte ich mich, und dachte: müssen denn selbst die Dienste, die man den Armen erweist, von diesen bezahlt werden? Sollten denn sich nicht unter den vielen reichen, oder wenigstens wohlhabenden Leuten, welche hier, ohne irgend eine bestimmte Beschäftigung leben, einige finden, welche mit Freuden bereit wären, einen Theil ihrer Zeit ihren armen Mitbrüdern zu widmen? Ich philosophirte weiter: man wirft den alten Römern, wie überhaupt den Völkern der Vorzeit vor, daß sie Barbaren gewesen wären; doch die geschickten Männer derselben machten sich eine Ehre daraus, dem Staate ihre Dienste unentgeltlich zu weihen; sie wollten sich nicht durch das, der Armut abgerungene Geld bereichern. Das ist gewiß sehr human, und keinesweges barbarisch gewesen. —

Mein neuer Herr behielt mich nicht lange, sondern übergab mich bald einem armen Schuster, der, wie er sagte, schon fast zu lange auf Bezahlung für ein Paar Stiefeln gewartet hatte.

Bei diesem Handwerksmanne sah es gar armselig, und dabei noch niederlich aus. Da war fast kein ganzes Möbel, kein ganzes Wirthschaftsstück. Mann, Frau und Kinder sahen, die erstern den ganzen Tag über aus, als wenn sie eben erst aus dem Bette getrocken wären; letztere, als hätten sie sich aus dem Kinnstein herausgemacht. Kurz: es gab hier eine recht niederliche Wirthschaft. Hatte die Frau ja einmal die Stube ausgekehrt, so fand man nachher hier und da einen kleinen Schmutzhaufen, den sie auf die Müllschippe zu thun vergessen hatte. Kamen Mittags die Teller und Messer und Gabeln auf den Tisch, so konnte daran deutlich erkannt werden, was man am Tage zuvor gegessen hatte.

ich das Geld zu...
 trage. Ich habe so heut keine Lust zur Arbeit; da will ich man die Sache abmachen.

— Ja, das thu' man, erwiederte jene; wir müssen diesmal gewinnen. Denk' Dir, mir hat diese Nacht wieder geträumt, daß ich viele Stachelbeeren gepflückt habe, und im Traumbuche steht: Stachelbeeren pflücken bedeutet, man werde Geld bekommen. Ja, wir werden gewiß viel in der Lotterie gewinnen.

— Na, denn adje Schusterei! Dann werf ich auf der Stelle die Arbeit fort, und miethe eine Sommerwohnung, und schaffe uns Equipage an — dann soll erst das rechte Leben losgehen! Was auch die Leute gegen die Lotterie eifern! sie sagen, es sei ein Hazardspiel wie jedes andere, und Pflicht der Regierung sei es, sie aufzuheben. Unsinn. Wie könnte denn sonst der arme Mann auch einmal zu Gelde kommen, wenn die Lotterie nicht bestände? — Zwar verlangt der Lederhändler auch wieder Geld, aber er muß warten; die Lotterie geht vor; und wenn wir einen ordentlichen Gewinn machen, so brauchen wir kein Leder mehr. So sprach der begeisterte Schuster. Er baute noch eine Zeit lang mit seinem Weibe schöne Lustschlösser; dann nahm er unser drei mit sich, und trug uns zum Ober-Kollekteur.

Ich muß gestehen, daß ich sehr begierig war, zu erfahren, ob der Traum der Schuhmacherfrau richtig prophzeit habe, und was das Geschick der hoffnungreichen Leute künftig sein werde. Bald sollte ich es erfahren. Ich kam nämlich bald wieder in die Hände des reichen Herrn Trittleis; diesem, der auch in der Lotterie geseht hatte, fiel ein Hauptgewinn von funfzigtausend Thalern zu, worunter auch ich mich befand. Einige Tage, nachdem ich bei ihm eingezogen war, erhielt er einen Bettelbrief, welchen er einen Bekannten vorlas. Er lautete:

Sehr geehrter Herr!

Ich bin ein armer Familienvater, der sich in seiner bedrängten Lage an Sie mit der Bitte um eine kleine Unterstützung wendet. Ich schulde dem Lederhändler zehn Thaler, und dieser droht mir mit Exekution, wenn ich ihn nicht bis übermorgen bezahle. Sie sind ein reicher Herr, und haben außerdem in der Lotterie eine große Summe gewonnen; Ihre Wohlthätigkeit ist aller Welt bekannt, deshalb erlaube ich mir, Sie um ein Darlehn von zehn Thalern zu bitten; ich werde es Ihnen gewiß zurückstellen, sobald es mir möglich ist.

Johann Besohler, Schuhmachermstr.
 Dieser Brief, welcher keinen anderer Verfasser als den, noch jüngst so schöne Lustschlösser bauenden Schuster hatte,

So hatte also eigentlich der arme... ein steinreichem Mann Almosen gespendet, wie es gar häufig, Dank dem herrlichen Schutzzollsystem, vorkommt, denn der arme Mann, der gern das ausländische billige Fabrikat kaufen möchte, um Geld zu ersparen, ist, vermöge der Schutzzölle, genöthigt, das inländische theurere zu kaufen, damit der inländische Fabrikant reich werde, er zahlt diesem also eigentlich Almosen. — Doch genug hiervon, die Sache bleibt nun doch einmal so, wie sie ist.

Nach einigen Tagen ging Herr Trittleis in eine Buchhandlung, und kaufte sich dort einige Hefte Berliner Wize, um durch Lachen nach Tische seine Verdauung zu befördern. Ich wanderte in die Klasse des Buchhändlers. Gleich nachdem der Käufer fort gegangen war, trat ein halb verhungertes Schriftsteller, wie ich vernahm, der Verfasser dieser, die Verdauung befördern Schriften ein, um sich sein Honorar für seine neueste Schrift zu erbitten. Der Verleger übergab es ihm sogleich. Freudig eilte der Schriftsteller mit den wenigen Thalern, welche für ihn ein Kapital waren, und worunter auch ich mich befand, nach Hause. Schon seit mehreren Tagen war Ebbe in seiner Kasse, und er hatte mit seinem jungen Weibe von Kartoffeln, mit Humor gewürzt, gelebt. Weiter trat er in seine Wohnung ein, wo ihn seine Frau herzlich begrüßte. Wie erstaunte ich aber, als ich in ihr meine kleine Minna wieder erkannte, sie, die mich einst als Spielzeug betrachtete, die dann von Luxus und jedem Komfort des Lebens umgeben war, und noch nicht wußte, zu welchem ernstern Zwecke ich berufen sei. In der Wohnung meines nunmehrigen Herrn sah es zwar sauber, aber doch ärmlich aus, und Minna war sehr bescheiden gekleidet. Es mußte sich viel in ihren Vermögensverhältnissen geändert haben. Ich will, um des Lesers Mißbegierde zu befriedigen, hier gleich erzählen, was ich später von den Schicksalen der Familie meiner, mir so liebgewordenen Gebieterin vernommen habe.

Ihr Vater, Inhaber eines großen Geschäftes, war gestorben. Die Wittve verkaufte das Geschäft, und legte ihr Kapital bei einem Banquier nieder. Dieser hatte nun vor zwei Jahren Banquerott gemacht, und die einst so reiche Wittve behielt von ihrem Vermögen kaum einige hundert Thaler übrig. Wohlhabende Verwandte wollten sie mit ihrer Tochter aufnehmen; aber zu stolz, um von der Gnade Anderer zu leben, gab sie Unterricht im Sticken, worin sie Meisterin war, und Minna ertheilte Klavierunterricht.

(Schluß folgt.)

Redacteur und Verleger: Dr. J. Philippi. Redactions-Bureau: Unter den Linden 14.

Gedruckt bei Harth & Schulze, Spandauerstr. 76.